Berliner Familien-Zeitung

Kind um den Hungerkünstler

Der große Jolly hungert seit vielen Tagen. Er hungert, um lange Zeit nach der Kur fett zu werden. Er ist das Tagesgespräch von Berlin und dem übrigen Deutschland.

Die Leute sind alle begeistert von seinem Heldenmut. Weshalb sollen sie nicht entzückt von seiner Willenskraft sein.

Er ist ein feiner Mann im seidenen Pyjama und er leert eine Selter nach der anderen. Auch Zigaretten raucht er, und die betreffenden Firmen sind beglückt . . . Jolly, der Große, raucht ihre Produkte.

Die Zeitgenossen jubeln; denn sie wissen oder ahnen, daß Helden unter ihnen leben, von denen das Mittelalter zum Beispiel nichts wußte . . . das Mittelalter, das bekanntlich die gewaltigsten Fresser als Zeitgenossen aufzuweisen hatte. Wir aber sind keine Fresser, wir sind Kulturindividuen, die statt Völlerei verstehen, zu fasten!

✦

Nachdem wir von Jolly kamen, entschied sich die eine Hälfte der Gesellschaft zum Fasten. Sie trank Selter; die andere Gesellschaft bestellte doppelte Portionen. Dies war die kulturlose Masse.

Man sprach viel vom Hungerkünstler und dieser neuen Berufstätigkeit. „So kann man reich werden", hieß es und schon entschlossen sich drei Herren und eine Dame zur sechzigtägigen Hungerkur. Die Herren begannen sofort, indem sie nichts aßen. Nach drei Stunden aber erklärten sie, es ginge nicht mehr . . . sie verzichteten auf die 59 Tage und 21 Stunden, die noch vor ihnen lagen . . . die übrige Fastenzeit!

Die Dame faßtete probeweise. . . Sie brachte es auf 3½ Stunde. Dann griff auch sie zum Eisbein . . . doppelte Portion . . . irrationell jedenfalls! Eine Portion Eisbein hätte vor 3½ Stunden genügt. Im Hunger ißt man bekanntlich mehr.

Kurzum, der Hungerkünstler wirkte appetitanregend. Er brachte es fertig, daß sein Verhalten die anderen zum Riesenappetit anregte.

Merkwürdig: er unterband durch seine Taktik jeden Konkurrenzgedanken. Wenn einer hungert, greifen die anderen buhendweise zur Speisekarte.

Wo bleibt hier die Logik? Wo die Phychologie?

✦

Eine aß nicht. Sie aß nie viel; sie fürchtete sich vor jeder Speise und rannte jedesmal vom Tisch, wenn die Schüssel dampfte.

Es war meine Siebenjährige.

Sie sah Jolly, freute sich, daß er nichts zu essen brauchte und nur Selter trank. Jolly war Giselas rechter Mann. Er war in ihren Augen ein famoser Jolly . . .

Nun nennt Gisela vom Tisch . . . jeder Mahlzeit entschlüpft sie . . . Sie erklärt, sie möchte 50 000 Mark

gewinnen, wie Jolly . . . und besonders, wenn Rüben kommen oder Spinat erscheint. —

Jolly ist nicht der Bildner der Jugend, seine Pädagogik ist hundsmiserabel.

Gisela bekommt regelmäßig Prügel; aber sie ist eine Märtyrerin . . . sie lacht dabei . . . Nun hat sie dem Helden einen Brief geschrieben . . . sie bittet ihn um einen Ehekontrakt . . . Vielleicht greift er zu . . . Dann werden sie beide hungern. . . .

Egon H. Strassburger

Wenn Sie meine Frau wären ...

Auf einer kleinen irischen Bahnstation in der Nähe Belfasts trug sich jüngst eine drollige Geschichte zu, die so recht den derben, zuweilen galligen Humor des Irländers zum Vorschein kommen läßt. Im Wartesaal des kleinen Stationsgebäudes hatte sich ein Mann häuslich niedergelassen und saß dort schon drei Stunden mit einer Ruhe, die eines Philosophen und Stoikers wahrhaft würdig gewesen wäre. Während er noch vor sich hin träumte, trat der Zugausrufer in den Saal und gab bekannt, daß bis zur Abfahrt des nächsten Zuges noch 1 Stunde 45 Minuten verstreichen würden. Da ging ein vergnügtes Schmunzeln über das Gesicht unseres Irländers, und leise vor sich hinpfeifend, beschloß er, sich ein neues Pfeifchen anzurauchen. Dies tat er denn auch, und man sah ihn mit Behagen dicke Wolken bläulichen Dampfes vor sich her blasen, die zur Verbesserung der Luft in dem kleinen Saal kaum beitrugen. So saß unser Mann, sich des Wohlgeschmacks seines Pfeifchens erfreuend, wohl mindestens eine Viertelstunde und schien sich immer mehr in seiner behaglichen Tätigkeit zu gefallen. Da trat plötzlich eine kleine, bewegliche, nicht allzu junge Frau in den Wartesaal und setzte sich gerade, wie um ihn zu stören, auf den Stuhl neben ihn. Der Ire, der das Erscheinen der Frau als unangenehme Störung seiner sinnigen und anregenden Tätigkeit aufzufassen schien, begann immer dichtere Tabakswolken auszustoßen und sah mit boshaftem Vergnügen, wie die spitze Nase der Dame die Rauchwolken unwillig einzog. Es entspann sich nun folgende interessante Unterhaltung:

„Mein Herr," sagte sie mit schärfster Betonung und mit einer vorwurfsvollen Stimme, die bestimmt war, auf den Sünder Eindruck zu machen, „Sie sind kein Gentleman, sonst würden Sie das Rauchen in Gegenwart einer Dame unterlassen!"

„Sie sind keine Dame, sonst würden Sie sich weiter weg setzen", brummte er bärbeißig. Pause . . . unheimliche Stille . . . Der Rauch wird immer dichter.

Da faßt sie eine grenzenlose Wut, schrill und spitzig tönt ihr Organ durch den dicken Nebel von Rauchwolken, und man hört die liebenswürdigen Worte:

„Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Ihnen Gift geben!" — Unser Ire nimmt darauf bedächtig noch einen Zug aus seiner Pfeife, klopft sie aus, sieht die Dame ruhig und verständnisvoll an, nickt mit dem Kopf und sagt dann, indem ein boshaftes Lächeln auf seine Lippen tritt, mit langsamer Betonung:

„Wenn Sie meine Frau wären," würde ich es nehmen!"

Lockruf des Goldes

ROMAN VON JACK LONDON

[36. Fortsetzung.] UEBERSETZT VON ERWIN MAGNUS [Nachdruck verboten.]

Hinter dem Gehöft stieg Daylight auf und ritt fort von der bebauten Erde in die wilderen Canons. Nichts als die Besteigung des Sonomaberges konnte seine Feiertagsstimmung jetzt befriedigen. Und drei Stunden später erschien er auf dem Gipfel, müde und in Schweiß gebadet, mit zerrissenen Kleidern und zerschrammten Händen, aber mit strahlenden Augen und einem ungewohnten Ausdruck von Zufriedenheit. Er fühlte dieselbe Freude wie ein Schuljunge, der die Schule schwänzt. Der große Spieltisch von San Francisco erschien ihm jetzt so fern. Aber es war mehr als unerlaubte Freude in seiner Stimmung. Ihm war, als ginge er durch ein reinigendes Bad. Hier war kein Platz für all den Schmutz, all die Niedertracht und das Laster, die den Schlammpfuhl des Stadtlebens füllten. Ohne daß er sich darüber klar wurde, was es war, wurde er von einem läuternden, erhebenden Gefühl beseelt. Hätte er erklären sollen, was er fühlte, so hätte er nur sagen können, daß er sich mächtig wohlfühle, denn er war sich ganz unbewußt des gewaltigen Zaubers der Natur, der sich ihm in Leib und Seele schlich, die vom Stadtleben angekränkelt waren — dieses Zaubers, der um so mächtiger war, als hinter ihm eine abgrundtiefe Dergangenheit von Bewohnern der Wildnis lag und er selbst nur von einer dünnen Schale übereilter Zivilisation überzogen war.

Der Gipfel des Sonomaberges war unbewohnt, und ganz allein unter dem azurblauen kalifornischen Himmel, hielt er sein Pferd an der südlichen Seite des Gipfels an. Im Süden und Westen sah er wogende Strecken offenen, grasbewachsenen Landes, das von bewaldeten Canons durchschnitten wurde, Falte auf Falte, Woge auf Woge, bis der Blick auf der Sohle des Petalumatales haften blieb, die eben wie ein Billard war mit ihren geometrischen Flecken und Vierecken — den Gehöften, die inmitten ihrer fetten Felder dalagen und fast an ein Reißbrett gemahnten. Weiter nach Westen erhob sich Kette auf Kette von Bergen, über deren Täler dunkelviolettes Nebel brütete, und noch weiter fort, hinter der allerletzten Bergkette, sah er den silbernen Schimmer des Stillen Ozeans. Dann wandte er sein Pferd und blickte nach Westen und Norden, von Santa Rosa bis zum St.-Helena-Berger, und nach Osten über das Sonomatal bis zu der mit Eichen bewaldeten Bergkette, die die Aussicht über das Napatal versperrte. Herr, am östlichen Hang des Sonomatals, in der Flucht einer Linie, die das kleine Dorf Glen Ellen durchschnitt, konnte er etwas sehen, das einer Schramme an der Seite des Berges glich. Sein erster Gedanke war, daß es der Schutzplatz von einem Minentunnel sei, dann aber fiel ihm ein, daß er sich nicht in einem Goldlande befand, gab es auf, sich den Kopf zu zerbrechen, und setzte seinen Rundblick über das Land fort nach Südosten, wo er jenseits der San-Pablo-Bucht scharf und fern die Zwillingszinnen des Mount Diabolo sehen konnte. Im Süden lag der Mount Tamalpais, und ja, es stimmt, fünfzig Meter weiter, wo die Zugwinde vom Stillen Ozean durch das Goldene Tor hereinwehten, bildete der Rauch von San Francisco eine niedrige Dunstwolke am Himmel.

„Es ist lange her, daß ich so viel Land auf einmal gesehen habe", dachte er laut.

Er rieß sich ungern los, und erst nach einer Stunde konnte er sich zum Abstieg entschließen. Es machte ihm Freude, daß er einen neuen Weg fand, und es wurde spät am Nachmittag, ehe er die bewaldeten Hügel wieder erreichte. Hier, vom Gipfel des einen, unterschied sein scharfes Auge einen grünen Fleck, der sich deutlich von dem anderen Grün abhob, das er den ganzen Tag gesehen hatte. Nachdem er eine Minute lang hingeschaut hatte, entschied er, daß es drei Zypressen waren, und er wußte, daß sie nur von Menschenhand dorthin gepflanzt sein konnten. Eine rein knabenhafte Neugier bewog ihn, die Sache näher zu untersuchen. So dicht bewaldet war der Hügel und so steil der Hang, daß er abseigen und zu Fuß weitergehen, zuweilen sogar auf Händen und Füßen kriechen mußte, um durch das dichte Unterholz zu dringen. Plötzlich stand er vor den drei Zypressen. Sie waren von einem alten morschen Holzzaun quadratisch eingerahmt; er konnte deutlich sehen, daß die Pfähle mit der Hand zugehauen und gespitzt waren. Innerhalb des Viereds befanden sich zwei Kindergräber. Die zu Häupten angebrachten Holztafeln erzählten die Geschichte: Davidchen, geboren 1855, gestorben 1859, und Lilychen, geboren 1855, gestorben 1860.

„Die armen Kleinen", murmelte Daylight.

Die Gräber schienen erst kürzlich instandgesetzt zu sein. Welke Sträuße von wilden Blumen lagen darauf, und die Buchstaben auf den Holztafeln waren aufgefrischt worden. Von diesen Spuren geleitet, begann Daylight nach einem Abstieg zu suchen und fand ihn jenseits der Stelle, wo sein Pferd stand. Unten angelangt, ging er um den Hügel herum, bestieg sein Pferd und ritt nach dem Gehöft. Rauch stieg aus dem Schornstein, und bald befand er sich in einer Unterhaltung mit einem nervösen, schmächtigen jungen Mann, der, wie er erfuhr, die Farm gepachtet hatte. Wie groß sie war? Ungefähr hundertachtzig Morgen, obwohl sie viel größer aussah. Das kam daher, daß ihre Form so unregelmäßig war. Ja, sie umfaßte die Lehmgrube und alle Hügel, und die an dem großen Canon entlanglaufende Grenze war über eine Meile lang.

„Wissen Sie," sagte der junge Mann, „das Terrain war so kupiert, daß die Leute, als sie hier Ackerbau zu treiben begannen, sich überall den guten Boden heraussuchen mußten. Darum ist die Grenze so zerrissen und ungleichmäßig."

„Sie sind kein Landmann", sagte Daylight.

Der junge Mann lachte und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich bin Telegraphist. Aber meine Frau und ich haben uns entschlossen, zwei Jahre lang Ferien zu machen, und . . . da sind wir nun. Aber die Zeit ist bald verstrichen. Im Herbst muß ich wieder ins Bureau, gleich nach der Weinlese."

Ja, es seien ungefähr elf Morgen Wein — wirklicher Wein. Er werde ungewöhnlich gut bezahlt. Er ziehe selbst das meiste von dem, was sie aßen. Wenn das Gut ihm gehörte, so würde er ein Stückchen Boden oberhalb des Weingartens ausroden und einen kleinen Obstgarten anlegen. Der Boden sei gut. Es gebe viel Weide auf der Ranch und verschiedene gerodete Stellen, alles in allem etwa fünfzehn Morgen, wo das beste Bergheu wuchs, das man sich denken könne.

Während Daylight zuhörte, überkam ihn plötzlich Neid auf diesen jungen Mann, der in dem Paradies wohnte, das Daylight in den letzten Stunden durchwandert hatte.

„Aber warum, zum Donnerwetter, wollen Sie wieder Telegraphist werden?" fragte er.

Der junge Mann lächelte wehmütig.

„Weil wir hier nicht weiterkommen können . . ." er zögerte einen Augenblick, „und weil unsere Ausgaben bald steigen werden. Wenn die Pacht auch niedrig ist, so zählt sie doch, zudem bin ich nicht der Stärkste und kann nicht so arbeiten, wie es nötig wäre. Wenn die Ranch mir gehörte, oder wenn ich so stark wie Sie wäre, dann könnte ich mir nichts Besseres wünschen. Und meine Frau auch nicht." Wieder spielte das wehmütige Lächeln um seinen Mund. „Sehen Sie, wir sind auf dem Lande geboren, und nachdem wir uns fünf Jahre in Städten herumgetrieben haben, glauben wir, daß es uns auf dem Lande doch am besten gefällt. Wir gedenken zu arbeiten, bis wir es zu etwas gebracht haben. Dann kaufen wir uns ein Stück Land und lassen uns dort nieder."

Die Kindergräber? Ja, er habe die Schrift aufgefrischt und das Unkraut gejätet. Das sei Brauch geworden. Alle, die auf dem Hofe wohnten, täten es. Jahre lang, so erzählte man, hätten die Eltern jeden Sommer die Gräber besucht. Aber eines Tages wären sie nicht wiedergekommen, und da hätte der alte Hillard mit dem Brauch begonnen. Die Schramme drüben im Tal? Eine alte Mine. Sie habe sich nie gelohnt. Hin und wieder im Laufe der Jahre hätten Leute an ihr gearbeitet, denn die Anzeichen wären gut gewesen. Aber das war schon viele Jahre her. Obwohl vor dreißig Jahren viele Leute dagewesen wären und eine Menge Löcher gebohrt hätten, wäre das Gold, das man gefunden, nicht der Mühe wert gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dame und der Künstler

Dem mehr mit irdischen Schätzen als mit prangender Jugend bedachten Fräulein Jenny Vermöbelmann, Erbin einer im Kommerzienrats-Kitschstil der 80er Jahre (vorigen Jahrhunderts) in die Welt gesetzten Villa — der bekannten „Villa Vermöbelmann" — glitt ein Sonnenstrahl durch die Seele, als sie in der Kunstausstellung die Statuette „Der junge Boxer" von Guido Knackfett zum erstenmal erblickte.

Ihre Brünne bebte. Die mit Stilbrille bewaffneten Augen quollen aus den Gehäusen. Tränen der Kunstrührung tropften auf den Katalog, den sie in taubengrauen Halbhandschuhen, aus denen die ringgezierten fleischigen Finger hervorlugten, in Taillenhöhe gebrauchsfertig zu halten beliebte.

Wie angemeißelt stand sie vor dem gemeißelten Meister der Faust. Ein Traum, ein wunderschöner Traum war hier, wenn nicht Leben, so lebenatmender Stein geworden. Ein Gott hatte dem Künstler den Meißel geführt. Und noch dazu einem unbekannten Künstler. Niemand unter Fräulein Jennys Bekannten vermochte ihr zu sagen, wer dieser Künstler Knackfett war und wo er lebte.

Aber wozu gibt es einen allwissenden Vorstand? Zu ihm, das heißt, zu Herrn Professor Tönnjes, einem alten Freund des seligen Herrn Vermöbelmann, eilte Fräulein Jenny und mochte kein Hehl daraus, daß sie darauf brenne, den Künstler dieses Werkes kennen zu lernen, um ihn, dessen Hand so offensichtlich ein Gott geführt, wenn möglich in ihren (plüschenen) Salon zu ziehen, der im falsch verstandenen Stil irgend eines Louis eingerichtet war.

„Der Bildhauer Knackfett," gab Professor Tönnjes mit freundlicher Bereitwilligkeit Auskunft, „wohnt Pfeffergasse 73b. Doch warum wünschen Sie, hinter die Kulissen zu sehen? Sie würden sich nachher sagen: ‚Das war unflug'."

„Das verstehe ich nun nicht", sagte Fräulein Jenny. „Wenn man den Schöpfer eines so schönen Werkes kennen zu lernen wünscht!"

„Und das ist es ja eben, wovor ich warnen möchte! Sie stellen sich den Bildhauer der Statuette gewiß ganz anders vor, als er aussieht."

„Er muß auf alle Fälle schön sein, sonst könnte er nicht so Schönes schaffen, wie er es hier ausgestellt hat."

„Fehlgeschossen!" lächelte der Professor und trat einen kleinen Schritt zurück, denn es schob sich ein dicker Bauch in den Raum, der auf zwei kühn geschwungenen Beinen lastete. Das zu diesem fetten Unterbau gehörende Antlitz war über einer blauroten Kartoffelnase bebrillt, und aus einem niegepflegten köstlichen Stoppelbart klang es heiser: „O pardon, Herr Kollege . . . Sie haben Besuch —"

„Das macht nichts. Sie haben in Fräulein Vermöbelmann sogar eine Verehrerin Ihrer Kunst vor sich, lieber Knackfett."

„Knackfett!" stellte sich Knackfett vor. In Fräulein Jenny knackte etwas.

Es entging ihm nicht. „Sie hatten sich mich wohl etwas anders vorgestellt, gnädiges Fräulein?" fragte er mit verschleimter Stimme.

„Ich wage es nicht zu leugnen", hauchte sie. „Ich sah den „jungen Boxer" —"

„Und als Sie mich sahen, ging Ihnen eine Illusion flöten? Ja, ja. Ich weiß! Sie wollten eben sagen: „Ihre Statuette ist schöner wie Sie!" Widersprechen Sie nicht. Dafür kauft meine Statuette auch nicht. Sie bleibt immer Bantamgewicht. Und das habe ich überschritten, dieses Bantamgewicht der schmiegsamen Boxerknaben."

Fräulein Vermöbelmann hatte sich soweit gesammelt, daß sie wieder lächeln konnte. Sie dachte: Schicksalsch kauft man das Werk und nicht den Künstler.

Las ihr der Dicke die Gedanken von der Stirn ab? Er sagte, während sie errötete: „Wenn unsereins schön wäre, dann würde er sich selbst ausstellen. Na, ich kann mir das nicht leisten. Aber es freut mich, daß Ihnen wenigstens meine Statuette gefallen hat."

„Oh . . . Sehr!" bejahte Fräulein Jenny. Und sie beschloß, den „Jungen Boxer" entweder käuflich zu erstehen — oder sich wenigstens ein Los in der Ausstellungslotterie zu nehmen, auf das sie ihn gewinnen konnte.

Dann würde das Kunstwerk, das sie zu Tränen gerührt hatte, zwischen den plüschenen Möbeln ihres Salons zu stehen kommen — etwa neben das Ambausofa —, wohingegen sie dann davon absehen wollte, den Künstler zugleich mit seinem Werk in ihren Salon zu ziehen.

Sie zog übrigens ein Los, das eine Niete war.

Victor Helling